Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 51

Artikel: Das traurige Ende des Herrn Gipfli
Autor: Xavier, Lui
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-754401

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das traurige Ende des Herrn Gipfli

VON LUI XAVIER

Wie es in und um Herrn Gipfli aussah

Bürokraten wird es immer geben. — Bürokraten muß es immer geben, das ist sonnenklar. Wer sonst wollte die geistmordende moderne Sisyphusarbeit übernehmen? Wer sonst vermag jahraus, jahrein immer gleiche Arbeit verrichten, ohne tobsüchtig oder schwermütig zu werden? Wer vielstellige Zahlen in Kolonnen eintragen, Rechnungen verifizieren, Stücklisten kollationieren? — Wer muß Selbstverleugnung, Unterwürfigkeit und Geduld als höchste Tugend dauernd pflegen? — Der Bürokrat! Ergo ist nicht der Soldat, sondern der Bürokrat der wichtigste Mann im heutigen Rechtsstaate. — Da genügen schöpferisch infizierte Spinner nicht. Da braucht es Männer mit realem Ordnungssinn und ähnlichen Qualitäten. So ein tüchtiger, zuverlässiger Mann war der Buchhalter Herr Theophil Gipfli. — Herr Gipfli liegt nun unterm grünen Friedhofsrasen. Er bekam ein schönes, ehrenvolles Begräbnis, an dem Direktoren, Prokuristen, Angestellte in rangmäßiger Reihenfolge teilnahmen. Sogar die drei Tagesblätter berichteten (diesmal einmütig) in rührenden Worten über sein trauriges Ende . . .

Wie gesagt, Herr Gipfli war ein tüchtiger, zuverlässiger Buchhalter, die Pünktlichkeit selbst. — Frühmorgens und mittags sahen alle weniger geschäftsbeflissenen Passanten nach ihm aus. Je nachdem sie ihn an dieser oder jener Ecke sichteten, wußten sie ihre Schritte zu beschleunigen oder zu verzögern. Er war belebter Zeitbegriff. — Als Herr Gipfli einmal infolge einer Tücke des Objekts sich um eine Minute verspätete, rief er allen unbesorgten Bummlern: «Achtung, ich bin eine Minute nach!» . . . So gewissenhaft war er. — Im Büro galt er als personifizierte Ordnungsliebe. Niemals vergaß er, seine Manschetten liebevoll in den Schrank zu stellen, die Knöpfe peinlichst nach vorne gerichtet. Seine Joppe blieb Sommer und Winter zugeknöpft, Kragen und Krawatte trug er stets solide umgebunden. — Dagegen kam auch die ärgste Hundstagehitze nicht an. — Die Haltung war vorbildlich. Er saß auf dem Drehschemmel, beugte sich über seine Karteiblätter und schrieb Zahlen um Zahlen in schön gerundeten, klaren, sauberen Ziffern. Er sah nicht links und nicht rechts, mochte draußen der Fink schlagen oder die Sonne locken. Solange er Büroluft atmete, gab's nicht Frühling, nicht Sommer, nicht Herbst, nicht Winter. Gab's nicht Gutwetter, nicht Schlechtwetter, gab's nur Ziffern, Ziffern, Ziffern, die sich zu Zahlen fügten, Prozessionen reihten, einander nachliefen, Summen, Größen, Werte ergaben.

So war Herr Gipfli!

An die fünfundzwanzig Jahre hatte dieses Muster menschlicher Nüchternheit den Weg ins Büro und wieder heim gefunden. — Da geschah es: Er lief aus der Reihe! — Man soll nicht aus der Reihe laufen, es ist nicht gut. — Eigentlich, er wollte gar nicht, er dachte nur, es sähe besser aus. Aber das Leben ist nun einmal so, manchmal braucht es nur einen kleinen Stups, und schon kippt man über.

Herr Gipfli bewohnte als Junggeselle bei einer Witwe Gwundrig ein möbliertes Zimmer. Seit undenklicher Zeit. — Die ehrenwerte Dame umsorgte ihren Mieter mit metallisch abgestimmten Gefühlen und gedachte ihren Namen zu ändern, sobald es ihm einfiele. Sie fand diese Namensänderung bei Betrachtung ihrer Wäschemonogramme sogar sehr gegeben. — Deshalb belauerte sie seit Jahr und Tag das bescheidene Getue des Buchhalters, suchte eifrig nach einem Zacken, in den sie einhängen konnte. Herr Gipfli war unscheinbar und glatt wie ein Bachkiesel. —

In letzter Zeit mußte mit ihm irgend etwas nicht mehr stimmen. Zweimal hatte dieser Pedant vergessen, sein Rasiermesser zu putzen, und letzte Woche war er ein paarmal spät nach Hause gekommen, sogar sehr spät. Das Unbehagen der Witwe wuchs, ihr Fraueninstinkt witterte natürlich Konkurrenz. Sie war zu unbeherrscht, wie fast alle Frauen im gleichen Fall. Sie versuchte nicht erst anzuspielen, sondern begann gleich, recht plump draufloszufragen. Da erlebte sie eine unerwartet schroffe Abfuhr. Der etwas dürre Herr Gipfli sah ihr erst verdutzt in die lauernden Augen und legte dann los, abgehackt, stockend. Es klang wie das heisere Bellen des Steppenhundes: «Das ist denn doch allerhand — ich komme nach Hause, wann es mir paßt. — Das können Sie sich merken, ein für allemal, es gibt genug möblierte Zimmer» . . . und so weiter. — Frau Gwundrig war sonst nicht scheu, ihr Mund hatte im ganzen Quartier einen recht guten Klang. Jetzt aber hielt sie es für die klügere Strategie, sich als geschlagen zurückzuziehen. — Aeußerlich gab sie sich ganz als gekränkte Leberwurst, doch im Innern bangte sie, er könnte kündigen, und verwünschte ihren voreiligen Eifer.

Herr Gipfli dachte gar nicht ans Kündigen. Er war zu sehr mit sich beschäftigt. Er war sogar höchst erstaunt über seinen Redeexzeß, fühlte sich reizbar und verärgert. — Aber war das nicht zum Mäusemelken?! Seit einem Monat quälte er sich, einige Briefe abzufassen, und brachte keinen vernünftigen Satz fertig. Er versuchte, mit Alkoholika Stimmung zu erzwingen und wurde noch blöder. — Er lief umher, als stecke ihm ein Schrotkorn im Gesäß. — Stand vor drei, vier Buchhandlungen, starrte ins Schaufenster und getraute sich nicht in den Laden, um nach einem Briefsteller zu fragen.

Inzwischen lieferte die Zeit ein Wettrennen, der Tag seines fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläums stob nur so heran.

Ihm wurde kalt und warm, wenn er daran dachte, und nachts träumte er sogar davon: Jedermann beglückwünschte und beschenkte ihn, die Kollegen, der Chef, die Direktoren. Er buckelte nach allen Seiten, hielt den Gratulanten Kuverts hin, leere Kuverts, ohne Dankschreiben! Scham und Aerger wurden unerträglich, er wünschte zu versinken, bohrte sich mit der Fußspitze gleich Rumpelstilzchen in den Boden, fiel tiefer und tiefer in einen schwindelerregenden, schaurigdunklen Abgrund. Da blitzten in den Händen der Gratulanten grelle Scheinwerfer auf, sie zielten ihm nach ins Dunkle, durchleuchteten die leeren Kuverte... ach, es war schauderbar. — Frau Gwundrig mußte nachher Bettlaken und Decke trocken hängen.

Bisher lief Theophils Leben auf einer ebenen, asphaltierten Straße. Unebenheiten kannte er nur vom Hörensagen. Die Jugend verrann farblos, seine Eltern waren nicht glücklich, nicht unglücklich, es gab keine lauten, keine zärtlichen Worte. Selbst die Schule bot ihm nichts Erhebendes. Er konnte sich nicht für eine gelungene Zeichnung, für eine heikle Bastelei, für eine rührende Lesebuchgeschichte begeistern. Er war da, um dies und jenes zu lernen, dies und jenes zu tun. Er frug nicht lang nach Ziel und Zweck, tat seine Pflicht, ohne die geringste Beziehung zur Arbeit. Da seine Anstellung gewissermaßen gefestigt war, konnten auch Krieg und Krise keinerlei Eindrücke hinterlassen.

Solch ein Mensch mußte beim ersten kleinen Trab des Lebens aus dem Sattel fliegen. Das Leben stellte ihm nur eine bescheidene Aufgabe, die er von sich aus lösen sollte. Weil aber keine Schienen da waren, denen er bloß nachzulaufen hatte, weil er den Weg selber suchen mußte, verirrte er sich jämmerlich. Er war hilfloser als ein unvorbereiteter Schulbub bei einer Klassenarbeit. Und wie ein solcher gab er nicht sich selber die Schuld, sondern den Umständen. Er begann über den Wert oder Unwert der leidigen Jubelfeiern nachzudenken. — Wie lächerlich alles war! — Die selbstausgesuchten Geschenke wurden mit Blumen und Reisig auf dem Arbeitspulte dekoriert. Hernach mußte man Freude und Ueberraschung heucheln: «Nein, wie gut Sie das getroffen haben, gerade so eine Vase habe ich mir schon lange gewünscht, die wird prächtig zu meinem Palmenständer passen . . .» — Und die Schwerenöter, die einen förmlich interviewten, um nachher holprige Verslein zu deichseln! — Dann kamen die Kollegen, einer hübsch nach dem andern. Jeder murmelte verlegen seinen Glückwunsch, der Jubilar sah jeden ebenso verlegen an, stotterte seinen Dank und dachte dabei, wenn der faule Humbug nur schon vorbei wäre . . . «Schwindel», fuhr der gequälte Buchhalter auf, «alles Schwindel, die Festreden bei Hochzeiten, Begräbnissen, bei Versammlungen und wahrscheinlich auch die Reden der Großen.» Er erschrak, er hatte den faulsten Zauber durchschaut, der in der ganzen Welt uns dauernd vorgemacht wird. Zwar begriff er nicht, warum wir erst dann zu denken beginnen, sobald wir mit der Umgebung in Konflikt geraten, dagegen begriff er sehr gut: Man kann die Welt nicht im Hui ändern, also muß man den Schwindel mitmachen, — muß sogar mitschwindeln. Er sah sich scheu um, als könnte jemand dieses Eingeständnis erlauscht haben. — Und mit diesem Geständnis war er aus der Reihe gelaufen! — Oder auch in die Reihe der Betrüger und Schwindler getreten. Man bedenke: Alles ist nur relativ, gut wie böse. Und für den unbedingt rechtschaffenen, pedantisch korrekten Buchhalter Theophil Gipfli bedeutete auch die kleinste vorsätzliche Täuschung eine schwere Verfehlung. — Eine Verfehlung, die vom Schicksal etwa so geahndet werden mußte wie eine ethische Versündigung bei Sophokles.

Herr Gipfli begann nach jemandem auszuschauen, der talentiert genug wäre, an seiner Statt die vermaledeiten Dankschreiben abzufassen. — Dem Verseschuster aus der Kalkulation traute er nicht, der hielt nicht dicht, andere aus seiner Bekanntschaft mochte er auch nicht einweihen. Aber der Fürsprech Dr. Schnörrimann, das ist der richtige. Es wird einen schönen Batzen kosten, sicherlich, dafür gibt es auch etwas Gerissenes. Und etwas Gerissenes muß es werden, wenn schon, denn schon! Seine Kollegen und auch «die weiter oben» sollten glauben, er, der einfache Buchhalter, verstünde sich auf Derartiges. — Man sieht, wie schnell einer ins Gleiten kommt. — Der gute Theophil begnügte sich nicht mehr damit, seinen Mangel zu verdecken, er dachte schon daran, «etwas vorzustellen». Ihn hatte der Hochstaplertrieb in seiner Urform gepickt. —

Als ihm einfiel, wie verzagt er vor dem Buchladen gestanden, schwor er sich zu, diesmal Manns genug zu sein, die albernen Hemmungen zu überwinden, doch nach Geschäftsschluß stand er vor dem Schild des Anwalts, buchstabierte immer und immer wieder den Namen, und sein Herz sank langsam, aber sicher in die bewußten Hosen. Eine unsägliche Traurigkeit lähmte alle Entschlußkraft. Nur mit Mühe konnte er ein Schluchzen unterdrücken.

Plötzlich klopfte ihm jemand auf die Achsel: «Theo... ja was ist denn mit dir los? Du erschrickst wie ein ertappter Schelm.»

Es war Raimund Heller, ein richtiger Hallodri, der es nirgends lange aushielt. Und jetzt stak er gar in einem eleganten Chauffeurdreß.

So ein Glück, dachte Herr Gipfli, Raimund kann mir helfen, Raimund wird mir helfen und ihm kann ich mich anvertrauen.

Es wurde Herrn Gipfli ganz warm, und zum erstenmal im Leben empfand der verknöcherte Buchhalter aus innerem Bedürfnis heraus ein echtes Dankgefühl. Er lachte den einstigen Schulkameraden herzhaft an, und der lachte wieder: «Gell, da staunst du, ist ein feiner Dienst bei eurem Direktor Blom . . . Wie er als Direktor ist, weiß ich nicht, als Mensch prima.» Und beide lachten und erzählten und versprachen, sich am andern Abend zu treffen, um die Geschichte mit den Briefen in Ordnung zu bringen.

Niemals noch fühlte sich Herr Gipfli so leicht und beschwingt. Er konnte kaum einschlafen. Immer mußte er an Raimund denken und war ganz vernarrt in seinen Kameraden. — War das nicht seltsam, dieses vertrocknete Reis trieb auf einmal Freundschaftsblüten! — Vordem hatte er Raimunds unsteten Sinn mit Mißtrauen betrachtet, besonders nachdem Raimund die Stellung, die ihm Gipfli verschaffte, ohne Grund plötzlich aufgab. — Jetzt begriff er, ein so vielseitiger Mensch wie Raimund mußte sich in der Welt umsehen. Was hatte der nicht alles getrieben, wie wußte er zu erzählen. Dreckig war es ihm manchmal gegangen, aber immer kam er wieder hoch. Er war unverwüstlich . . . Ja, mein lieber Theophil . . . der Raimund brauchte nicht vor einer Buchhandlung zu zagen.

Intermezzo

Herr Blom war ein sehr fähiger Direktor und hatte Erfahrung. Er las den Brief noch einmal, dann läutete er dem Sekretär:

«Was halten Sie von diesem Brief?»

Der Sekretär sehr sachlich: «Kurz und klar, phantasievoll und originell, ohne Effekthascherei. Die anderen Direktionsherren haben Dankschreiben gleich guter Qualität erhalten. Der Verfasser hat Begabung und Menschenkenntnis, versteht mit Worten unmerklich zu distanzieren. Einzig die Handschrift stört, wahrscheinlich durch dauernden Karteieintrag pedantisch verbildet.

Direktor Blom nickt: «Das ist der Mann, den wir suchen. — Ist es nicht schade, dieser Herr Gipfli ist seit fünfundzwanzig Jahren in unseren Diensten und kein Mensch weiß um seine Fähigkeiten? Es scheint,

unsere Vorsteher kennen ihre Leute immer noch zu wenig. — Ich lasse Herrn Scheich bitten.» —

Herr Scheich war als Vorsteher der Buchhaltung Herrn Gipflis Vorgesetzter. Er liebte es, seinen Leuten mit ausgesuchter Pedanterie das Leben zu verekeln. Nur an Herrn Gipfli konnte er nicht heran, der war wenn möglich noch pedantischer. — Herr Scheich erschrak, als er zu so ungewohnter Zeit zur Direktion bestellt wurde. Er war, was man im Bürojargon einen «Punktschinder» nennt und hatte nie ein achtzehnkarätiges Gewissen. — Herrn Blom fürchtete er besonders, an dessen gerader Knappheit ging jede Wichtigtuerei kaputt.

Herr Blom: «Ist Ihnen an Herrn Gipfli nie etwas aufgefallen?»

Herr Scheich: «Er war vor seinem Jubiläum auffallend nervös.»

Herr Blom: «Das ist begreiflich . . . Sie entsinnen sich des Rundschreibens P 215, in welchem wir die Vorsteher ersuchten, aus dem Personal geeignete Leute für unsere Propaganda vorzuschlagen, — halten Sie Herrn Gipfli für ungeeignet?»

Da saß Herr Scheich fest. Wie kam die Direktion auf diesen? — Er zog eine Achsel schief. — Das tat er, wenn er in Verlegenheit geriet. Er wollte irgendeine Entschuldigung stottern.

Herr Blom: «Lassen wir das. — Senden Sie mir bitte Herrn Gipfli. — Und in Zukunft bitte ich, sich mehr um die Fähigkeiten Ihrer Leute zu kümmern.»

Herr Scheich verneigt sich ungelenk. Während er hinausgeht, denkt er: Dieser unverschämte Herr Gipfli, sich ohne mein Vorwissen bei der Direktion zu melden. Dem will ich eins auswischen.

Wie es mit Herrn Gipfli endigte

Herr Gipfli war also zum Propaganda-Chef ernannt. Herr Blom hatte es ihm selbst gesagt. Er hatte ihm einen Stuhl angeboten, ganz formlos, als wäre er seinesgleichen. — Herr Gipfli bekam Zeit und Gelegenheit, sich einzuarbeiten. Selbstverständlich! Umstellen ist nicht schwer, das Personal der Hausdruckerei ist geschult. — Kurz und klar hatte ihm Herr Blom das mitgeteilt. — Herr Gipfli konnte gar keine Einwände machen, er brachte es einfach nicht fertig. — Er war berauscht. Dann stand Herr Blom auf, gab ihm herzlich die Hand und sagte beiläufig: «Die Gehaltsfrage regeln Sie am besten sofort mit dem Personalbüro.» — Herr Gipfli wußte nachher nicht mehr, ob er im Paternoster oder über die Treppe hinunter gekommen war.

Das war ein Aufstieg! — Eine schöne Wohnung mit Möbeln, streng modern, wie er sie oft gesehen. Im Herbst eine Ferienreise, Aegypten selbstverständlich. — Mit fünffachem Lohn mußte man sich manches leisten. Herr Gipfli war auf einmal ein anderer. Im ganzen Verwaltungsgebäude gab es kaum einen selbstbewußteren Menschen. — Was so ein Chefgehalt macht! Es ist wie mit einem gutsitzenden Frack, man wagt sich damit in jede Gesellschaft, auch wenn man kurz vorher auf einer Gartenbank schlafen mußte. Geld und Kleidung sind Freipässe. — Herr Gipfli besah Druckmaschinen, ließ sich dies und jenes erklären, als wäre er jahrelang bei der Branche. Er erfuhr, die Firma drucke alle ihre Prospekte, Gebrauchsanweisungen und Verpackungsaffichen selbst.

War das der gleiche Herr Gipfli, der noch vor ein paar Tagen auf der Straße umherirrte und Buchhandlungen belagerte? Der gleiche Herr Gipfli, der vor einem Anwaltschild aus Minderwertigkeitsgefühl beinahe einen Weinkrampf bekam? . . .

Psychiater klügeln an allen möglichen Erklärungen für plötzliche Seelenquersprünge. Sie haben großartig klingende Worte erdacht, aber sie wissen doch nicht, was im Menschen steckt. Sie können die wunderlichen Ausbrüche und Entgleisungen, die wir täglich miterleben, höchstens registrieren, wie es Geschichtenschreiber (mit mehr oder weniger Anmut) auch machen. —

Herrn Gipflis Wandlung begann, als er seine Zimmerwirtin so gröblich abstellte. Der erste ernsthafte Konflikt und die paar mit Raimund verlebten Abende ließen ihn dann eine andere Welt ahnen. Alle unterjochten Eindrücke begannen zu rebellieren, bis seine Ernennung zum Chef die Auslösung brachte. Er wollte sich um jeden Preis halten, mit der gleichen Ausdauer, wie er vorher Ziffern auf Karteiblättern malte, ohne links und rechts zu sehen. Herr Gipfli war kein eigentlicher Streber, er tat nur seine Pflicht, immer und überall. Es gab einmal einen Buchhalter Gipfli, mit allen Tugenden und Untugenden eines subalternen Angestellten. Jetzt gibt es nur den Propaganda-Chef Herrn Gipfli. Das verpflichtete. — Er war Chef, genau wie Herr Scheich, dem er's rechtschaffen zurückgab. Was unterstand sich dieser alberne Narr, ihn zur Rede zu stellen? Wie kam Herr Gipfli dazu, sich das bieten zu lassen? Herr Gipfli sagte nur so von oben herab: «Wenn Sie nicht fähig sind, Ihre Leute zu beurteilen, dann müssen diese eben für sich selbst sorgen.» — Ja, so sagte Herr Gipfli und ließ Herrn Scheich stehen. Und er stockte nicht mehr wie damals, als er seiner Wirtin gegenüberstand. Es klang auch nicht mehr wie das heisere Bellen des Steppenhundes. Es kam schneidig heraus, kurz und klar.

So war Herr Gipfli jetzt! —

Wille ist stark, Wille kann aufbauen, Herr Gipfli besitzt einen zähen Willen und wird sich durchsetzen, er wird sich einarbeiten, wird das geringste Rädchen seiner Druckmaschinen kennenlernen, wie er Soll und Haben eines jeden Kunden aus seiner Kartothek herausgreifen konnte. Er wird eine raffiniert pedantische Organisation einführen, alles wird klappen, und dennoch wird Herr Gipfli versagen. Auch der stärkste Wille verpufft, wenn Begabung fehlt, und noch niemand konnte Talente erzwingen. Herr Gipfli wird seiner Abteilung mustergültig vorstehen, aber Herr Blom wird gleichwohl enttäuscht sein. Herr Blom braucht einen geistreichen, originellen Propaganda-Chef... Woraus will Herr Gipfli schöpfen? Dieser biedere, gewissenhafte, nüchterne Mann, der ungewollt sich eine so heikle Position ertäuscht hatte, der nicht mehr zurück konnte und auch nicht mehr zurück wollte. Woher will er so etwas Flatterhaftes wie Phantasie befehlen? Irgendeine Drohung erwuchs, ein eisiger Hauch gefror plötzlich alle Zuversicht. Einen Augenblick gedachte er, Raimund zu verpflichten, da griff wohlwollend rächend die Todeshand nach ihm.

Er besichtigte gerade die Laderampe und überhörte den entsetzten Warnruf des Packarbeiters. Als man die zentnerschwere Papierrolle mit dem Kran abhob, lebte Herr Gipfli nicht mehr.

Einige nannten es einen unglücklichen Zufall, andere meinten, das neidische Schicksal gönnte ihm nicht den Erfolg. Verschiedene beredeten die unerforschlichen Wege der Vorsehung. Alle aber waren sich einig, wie schade es eigentlich um eine so bewährte Kraft sei . . . und dokumentierten dies sehr laut. Auch Herr Scheich.

Wir, die wir von höherer Warte die Zusammenhänge geschaut haben, wir wollen gläubig dankbar sein. Herr Gipfli hatte sich — wiederum ungewollt — den besten Abgang gesichert. — Es ist gut, sehr gut, nichts im voraus zu wissen, denn das Leben ist merkwürdig genug.

Als Herr Blom nach dem Begräbnis sich in die Polster seines Wagens lehnte, dachte er: Schade, nun müssen wir wieder jemanden suchen . . . Und er hätte nur die Hand auf die Schulter seines Chauffeurs Raimund legen müssen. —

Aber wie gesagt, so merkwürdig ist das Leben.